

ARNO  
GEIGER

Selbstporträt  
mit Flusspferd

Roman | Hanser



sie:

»Jetzt kennen Sie sich aus.«

Das war eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung, die Frau war sich dessen natürlich bewusst, und so fügte sie zur Ablenkung hinzu:

»Wenn Ihnen langweilig ist, jagen Sie Frösche. Im Frühling haben sich die Nachbarn beklagt, das Quaken sei zu laut.«

Gesagt, wandte sie sich zum Gehen. Ich war verlegen, aber es fiel mir noch etwas ein, wonach ich fragen wollte. Ich bat um eine halbe Minute.

»Tibor hat mich nur brockenweise über die Verhältnisse hier informiert, drum weiß ich nicht, wie ich Sie ansprechen soll.«

Worauf sie selbstbewusst antwortete:

»Sagen Sie einfach Prinzessin zu mir.«

In Wahrheit hieß sie Aiko und war die Tochter von Professor Beham. Einige Wochen zuvor war sie aus Frankreich zurückgekehrt, niemand wusste, wie lange sie bleiben würde, ja, da gibt es diese Tochter, sagte Tibor am Telefon, sie heißt Aiko, keine Ahnung, was mit der ist, das Flusspferd ist nicht ihres, das ist Sache des Professors. – Und darüber, warum sie von dem französischen Nachrichtenmagazin weggegangen war, für das sie Reportagen gemacht hatte, wusste auch niemand etwas. Man wusste nur: Jetzt war sie wieder da. Wird schon eine Liebesgeschichte gewesen sein ... aber es wird nie jemand etwas darüber erfahren, sagte Professor Beham, allerdings zu einem späteren Zeitpunkt.

Auf Professor Beham traf ich erstmals, als ich vom Grasschneiden zurückkam. Da stand auf der Terrasse ein sportlicher Rollstuhl, und in dem Rollstuhl saß ein älterer Mann, der rauchte, als sei dieser Rauch die Quelle des Lebens. Dem Vernehmen nach war Professor Beham nicht gesund, genaugenommen ein Sterbender, schon weit fortgeschritten, schon beinahe geübt in dieser Übung: das schüchterte mich ein. Er musterte mich kritisch aus blutunterlaufenen Augen. Offenbar gehörte das kritische Mustern in diesem Haus zum alltäglichen Besteck. Doch auch Professor Behams Neugier erlahmte sofort, als ich ihm mitteilte, dass ich gekommen sei, um Tibor zu vertreten.

»Ach so, aufs Land. Es ist das Geheimnis der Wiener, dass sie alle entwurzelte Bauern sind.«

Das sagte der Professor mit angenehmer, von Alter und Genussmitteln gegerbter Stimme, aber mit etwas Hartem im Gesicht, das mich erschauern ließ. Er war ein pferdegesichtiger Mann mit dichtem, in die Höhe gekämmtem, graumeliertem Haar und stahlblauen Augen, die zwischendurch zur Seite gingen. Beim dritten Mal folgte ich der Richtung des Blicks. Da wurde ich des Zwergflusspferdes gewahr, das ohne das geringste Geräusch zu uns herangetreten war. Reglos verharrte es an dem Platz, der uns am nächsten war, nur durch den Zaun von uns getrennt. Und so groß! Ich hatte mir das Tier zwerghafter vorgestellt,

die Haut weniger dunkel, weniger finster. Ich musste lachen, so erregte mich der Anblick.

»Mensch, ist das groß!«, flüsterte ich.

In diesem Moment hatte ich die Schönheit dieses rundlichen, schwarzgrünen Geisterwesens natürlich längst erkannt, schön wie ein Segelschiff in finsterner Nacht, schön wie ein Priester im dunstigen Wald. Der Himmel spiegelte sich auf dem blanken, feuchten Rücken des Zwergflusspferdes. Es öffnete langsam und bedächtig das Maul, klappte das Maul auf, so weit es ging, ließ das Maul offen stehen wie zum Lüften des Rachens. Die Hauer waren riesig, die klobigen Backenzähne an den Rändern schwarz, nur die Oberseiten vom Kauen poliert. Ein sumpfiger Geruch drang zu mir her, es überkam mich ein heftiges Gefühl des Unwirklichen, das aus dem Schlund des Zwergflusspferdes heraufzusteigen schien. Das Tier klappte sein Maul wieder zu, das Gesicht schloss sich zur Maske, die großen Knopfaugen schauten mich leer an.

»Sie hat Hunger«, sagte Professor Beham.

»Ach so, ja ...«

Ich schüttete das frischgeschnittene Gras in eine alte Molkereikiste aus Hartplastik, ging nach rechts zum Gatter und spürte die Atmosphäre eines großen Abenteuers. Ich öffnete das Gatter, trat ins Innere, kippte das Gras auf die Steinplatten am Rand des Biotops, wo noch vom Vortag etwas Heu lag. Das wusste ich von Tibor, am Wochenende bekam das Zwergflusspferd Heu. Auch dass ich die Kiste immer zwischen Körper und Flusspferd halten sollte für den Fall, dass es zum Angriff überging, wusste ich von Tibor. Mit einer qualvollen, geradezu schrecklichen Langsamkeit kam das Tier herangetrottet, und obwohl ich ihm gerne entgegengegangen wäre in dem Drang, mit ihm Freundschaft zu schließen, zog ich mich vorsichtig zurück.

Mit pochendem Herzen fragte ich den Professor, wie lange er sich schon mit Zwergflusspferden beschäftige.

»Annähernd dreißig Jahre«, sagte er.

»Wow! Sie müssen seine Gedanken lesen können!«

»Gedanken lesen?«, fragte er geringschätzig und schüttelte seinen struppigen Kopf: »Ich weiß einen verdammten Dreck über diese Tiere.«

Bald gewöhnte ich mich daran, regelmäßig zum Haus von Professor Beham zu fahren. Ich ging früh von der Wienzeile weg und kam erst am Abend wieder nach Hause. Der Arbeitsalltag mit dem Zwergflusspferd verlief unspektakulär, obwohl mich die Realitätsferne dieses Tieres jeden Morgen aufs Neue erstaunte. Wenn es regnete, stapfte ich in Gummistiefeln und Pelerine ums Haus, sonst blieb sich alles weitgehend gleich.

Die Zwergin, wie ich das Zwergflusspferd, ein Weibchen, bei mir zu nennen begann, war ein schönes Wesen, ruhig und anspruchslos. Ich sah ihr gerne beim Schlafen zu. Beim Hinschauen berührte mich ihre gelassene Üppigkeit. Auch mochte ich ihren schlammig riechenden Atem. Manchmal, wenn sie Schleim in der Nase hatte, machte sie im Schlaf

Geräusche wie ein Geist in einem Horrorfilm.

Wie ich mir die Arbeit einteilte, war meiner eigenen Verfügung überlassen und folgte den Gewohnheiten des Tieres. In der Früh schnitt ich Gras und legte es als Futter aus. Später, sowie das Zwergflusspferd sich wieder ausruhte oder am Grund des Teiches herumwanderte, säuberte ich möglichst geräuschlos das Gehege, um das Zwergflusspferd nicht zu erschrecken. Mit Laubrechen, Schaufel und Eimer räumte ich die Flusspferdkötel und das über die Anlage verschleppte Stroh weg. Alle zwei oder drei Tage warf ich frisches Stroh in die aus Paletten gebaute Schlafstelle.

Mittags und nachmittags gaben die Abläufe nicht viel her. Ich schlüpfte aus meinen Wanderschuhen, die jetzt Arbeitsschuhe waren, setzte mich am Küchentisch an den Platz, von dem aus ich den Garten am besten überblickte, und las oder lernte. Nur selten schaltete ich den kleinen Fernseher ein, der auf dem Kühlschrank stand. Gelegentlich hielt ich auf der Eckbank ein Schläfchen. Am späten Nachmittag schnitt ich vier Kilo Gemüse in grobe Stücke, vor allem Fenchel, Karotten und Rote Bete, das Abendessen für die Zwergin. Von Zeit zu Zeit bürstete ich der Zwergin mit einem weichen, nassen Besen den Buckel ab, dazu stellte ich mich außerhalb des Geheges auf einen Stuhl und wartete, bis das Tier an den Zaun herangekommen war. Zuletzt säuberte ich das Werkzeug unter dem Wasser des Gartenbrunnens und setzte mich nochmals für eine Weile barfuß auf die Terrasse oder in die Küche, bevor ich nach Hause fuhr, irgendwann, nach eigenem Ermessen.

War es die Trägheit des Tieres und die Stille im Haus, die anfangen zu wirken? Jedenfalls dachte ich oft stundenlang nicht an Judith. Und wenn doch, dann mit wachsender Resignation. Auch unter diesem Gesichtspunkt hatten die langen Arbeitstage etwas Gutes.

Während der ersten Zeit lief das häusliche Leben der Behams weitgehend an mir vorbei. Der Professor schlief lange. Seit er nicht mehr gehfähig war, stand sein Bett im Arbeitszimmer, an dessen Wänden ich die anatomischen Tafeln gesehen hatte. Zwei- oder dreimal in der Woche ließ er sich von einem Krankentaxi zum Arzt oder in ein Krankenhaus fahren. Und täglich holte ich ihm eine Flasche Beaujolais aus dem Keller. Manchmal haute er mit der flachen Hand auf eine Portiersklingel, dann rannte ich hin und war froh, dass ich nur die Fernbedienung für den Fernseher aufheben musste oder etwas Ähnliches. Aufgrund eines an der Wirbelsäule wuchernden Tumors konnte sich der Professor nicht gut bücken.

Aiko ging zweimal am Tag laufen oder schwimmen. Wenn wir im Haus oder im Garten aufeinandertrafen, machte ich ihr Platz, und sie ging geübt vorbei, meist ohne meinen Gruß zurückzugeben. Sie begegnete mir mit einem Ausdruck wachsamen Argwohns, und wenn ich es wagte, ihr eine Frage zu stellen, sagte sie bei erster Gelegenheit, sie habe keine Zeit für sinnloses Gerede. Trotz ihrer sonstigen Großspurigkeit bewegte sie sich wie auf der Suche nach einer Art von Kreis, in dem sie unantastbar blieb.

Ich war ziemlich verdutzt, als ich das erste Mal ein Gespräch zwischen dem Professor und

seiner Tochter mitbekam. Eine gewisse frostige Spannung in der Luft war mir schon während der ersten Tage aufgefallen. Aber die Gesprächsführung der beiden überraschte mich dann trotzdem. Aiko trat an den Rollstuhl ihres Vaters heran und redete Französisch. Der Professor sagte zwischendurch »bon« und »très bien«, und als Aiko wieder gegangen war, sagte er zu mir:

»Das Trampel weiß ganz genau, dass ich kein Französisch verstehe.«

Ob das stimmte, war nicht ganz klar, denn Aikos im Vorjahr verstorbene Mutter war Französin gewesen. Befremdend so oder so.

Aus einem solchen Gespräch erfuhr ich Aikos Alter. Ich arbeitete im Gehege, währenddessen gab es auf der Terrasse eine kleine Auseinandersetzung, nur dass sich Professor Beham diesmal nicht mit *bon* und *très bien* begnügte. Nachdem ein Schwall Französisch über ihn hinweggegangen war, sagte er scharf, Aiko solle ihm nichts erzählen, er kenne sie seit siebenundzwanzig seltsamen – sehr seltsamen! – Jahren, er wisse Bescheid.

»T'en sais rien, toi«, gab sie zurück.

Nach gut einer Woche setzte sich Aiko erstmals in der Küche zu mir an den Tisch und trank dort ihren Kaffee. Ich fragte, ob ich an ihrem Platz sitze, nein, sie habe keinen festen Platz. Nach einiger Zeit schaute sie in mein Lehrbuch hinein, und zum ersten Mal redeten wir miteinander, einfach so.

Sie sagte belustigt:

»Du solltest nicht so viel lernen.«

»Was soll ich statt dessen tun?«, fragte ich.

Das sagte sie mir nicht. Sie nahm einen nachdenklichen Schluck.

»Warum studierst du das?«

»Weil ... weil es ein Umweltberuf ist.«

»Du willst Mastvieh betreuen und mit dem Rülpsen der Kühe den Klimawandel vorantreiben?«

Ich schaute sie böse an.

»Also eher der Afrika-Typ. Künstliche Besamung von Panzernashörnern.«

»Die sind in Indien«, sagte ich.

»Bist wohl ein Einzelkind, dass du solche Dinge weißt.«

»Ich habe drei Geschwister. Und du?«

Sie lachte:

»Hat auch Vorteile, wenn man ein Einzelkind ist. Irgendwann steht man allein da. Gibt eh zu viele Menschen.« Und nachdem sie einige Sekunden gegrübelt hatte: »Die Klimaerwärmung verfolgt mich. Ich wache nachts auf und spüre sie.«

Ich schaute sie an. Zuerst war ich mir nicht sicher, ob sie mich auf den Arm nehmen wollte. Aber sie schien in Gedanken bei ihrem nächtlichen Aufwachen zu sein.

»Das ist nur der Anfang«, sagte ich, »es kommt noch schlimmer.«

»Beschäftigt dich das?«

»Ja, sehr.«

Sie betrachtete mich, und ich betrachtete sie. Ihrem Gesicht war anzumerken, dass etwas in ihr arbeitete. Für einige Sekunden wandte sie den Blick ab und schaute zum Fenster. Dann deutete sie auf meine Tasche, die am Boden lag, am Ende der kleinen Bank, auf der ich saß. Der Reißverschluss der Tasche stand offen, weil ich das Lehrbuch herausgeholt hatte, man sah das eingerollte Handtuch.

Sie fragte:

»Betreibst du Sport?«

»Karate«, sagte ich.

»Ach, Karate ... Wie das?«

»Also ... es gefällt mir.«

»Warum gefällt es dir?«

Und zum ersten Mal sah ich in ihren Augen die Journalistin.

»Mhm«, murmelte ich betreten, »es gefällt mir halt.«

Aber so billig kam ich nicht davon. Während sie zum Geschirrspüler ging und ihre Kaffeetasse mit der Öffnung nach unten hineinstellte, sagte sie:

»Die Sache interessiert mich. Vielleicht kommst du später noch einmal drauf zurück ...

*Bon voyage.*«